

Kefa Hamidi: Zwischen Information und Mission. Journalisten in Afghanistan: Berufliche Merkmale, Einstellungen und Leistungen. Köln: Herbert von Halem Verlag 2016 (=Journalismus International, Band 7), 340 Seiten, 29,00 Euro.

Spätestens seit den „9/11“-Anschlägen in New York vor 15 Jahren ist Afghanistan ein fester Teil der Medienberichterstattung. Das ist nachvollziehbar angesichts der Themen, die aus europäischer Wahrnehmung zentral für Afghanistan sind (Taliban, ISAF-Militärmission, Geflüchtete) oder als solche wahrgenommen werden (Burka-Debatte). Westliche Journalist_innen sind eher selten im Land unterwegs, eine Zeitlang waren sie vor allem als „embedded journalists“ Teil der internationalen Militäroperationen. Ansonsten stammt der Großteil der beispielsweise in „Tagesschau“ oder „Süddeutscher Zeitung“ übermittelten Nachrichten von afghanischen Journalist_innen.

Kefa Hamidi, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig, hat es sich in einer groß angelegten Studie – die aktualisierte und überarbeitete Fassung seiner Dissertation von 2013 – zur Aufgabe gemacht, dieses bisher noch nicht untersuchte Forschungsfeld auszuleuchten und zu erfassen, wie und mit welchem Selbstverständnis Journalist_innen in Afghanistan arbeiten. Interessant ist das vor allem, weil das Land verschiedene Bevölkerungsgruppen ganz unterschiedlicher ethnischer und religiöser Herkunft vereint – oder eben nicht. In einer solch heterogenen Situation kann dem Journalismus die Aufgabe zukommen, „ein Moderator für die gesellschaftliche Integration zu sein“ (16). Vor allem deshalb haben nach der Entmachtung der Taliban internationale Organisationen dem professionellen Mediensystem als Stützpfiler des „nation building“-Prozesses besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Hamidis zentrale Fragen sind: „Welche beruflichen Merkmale und Einstellungen sind unter den Journalisten in Afghanistan vertreten? Welche Berichterstattungsmuster kommen in den afghanischen Zeitungen vor?“ (S. 19). Das größte Problem: Die schwierigen äußeren Rahmenbedingungen – aufgrund des seit 30 Jahren anhaltenden Kriegs- und Bürgerkriegszustands fehlen verlässliche Daten völlig, selbst Schätzungen zur Zahl der Journalist_innen gehen weit auseinander (man geht von etwa 6000 aus). Hamidi hat deshalb einen mehrstufigen und sehr schlüssig wirkenden Methodenansatz gewählt, der es ihm



laut eigener Aussage ermöglicht, den Anspruch der wissenschaftlichen Repräsentativität an keiner Stelle aufzugeben.

Kernergebnis der Studie ist, dass „afghanische Journalisten im beruflichen Rollenselbstverständnis im Sinne des Informationsjournalismus journalistische Werte wie Objektivität, Schnelligkeit, aber auch Neutralität und Distanz als am wichtigsten bewerten“ (S. 308). Das unterscheidet sie nicht von ihren anderen, zum Beispiel europäischen Kolleg_innen. Spannender ist, dass sich laut Hamidi auch die afghanischen Journalist_innen untereinander ähnlich sind. Für gewöhnlich nimmt man

Hamidi beobachtet, dass Religion einen entscheidenden Einfluss auf das berufliche Rollenverständnis von Journalist_innen nimmt.

an, dass in Afghanistan ethnische Strukturen für den einzelnen politisch oder gesellschaftlich handelnden Menschen sehr viel wichtiger sind. Indem sie die gleichen Werte teilen, scheinen Journalist_innen diese Grenzen jedoch zu überwinden. Das mag an

der anhaltenden internationalen Medienförderung liegen, doch auch die dort vermittelnden Strukturen und Werte müssen sich erst einmal durchsetzen.

Wie auch in anderen Regionen ist der gesellschaftliche Rahmen für die Prägung der Journalist_innen zentral. Hamidi beobachtet, „dass die Religion einen entscheidenden Einfluss auf das berufliche Rollenselbstverständnis nimmt und daher die Förderung der religiösen Werte für Journalisten in ihrem Beruf eine dominierende Rolle spielt“ (S. 301). Im Gegensatz zur ethnischen ist die religiöse Zusammensetzung der afghanischen Gesellschaft homogen: Fast alle Bewohner_innen sind Muslime, davon gehören etwa 80 Prozent der sunnitischen Glaubensrichtung an. Die Rolle als neutraler Informationsvermittler kollidiert im Selbstverständnis der Journalist_innen nicht mit dem Anspruch, Tradition und Religion zu unterstützen. Inwiefern die notwendige kritische Distanz zum Beispiel zu religiösen Instanzen gewahrt werden kann, bleibt offen und wäre Anreiz für eine Folgestudie, wie Hamidi selbst notiert: „Besonders wichtig ist die Differenzierung des missionarischen Journalismuskonzeptes, welches insbesondere in der islamisch geprägten Gesellschaft ermittelt wurde. Warum existiert dieses Konzept dort? Ist es ein Phänomen der islamisch geprägten Gesellschaften oder kann es ebenso nicht islamisch geprägte Gesellschaften erfassen, wenn gesellschaftliche Werteförderung als Kommunikationsziel definiert würde?“ (S. 310).

Kefa Hamidi hat in seiner breit angelegten Studie unter schwierigen Bedingungen wichtige, notwendige Basisarbeit ge-

leistet. Der für das Verständnis der besonderen afghanischen Situation sehr lohnende fünfte Teil des Buches, „Umfeld der Journalisten in Afghanistan“ macht es, gepaart mit einer gut nachvollziehbaren Methodik, zu einer auch für Nichtfachleute sehr lesenswerten Untersuchung.

Christopher Resch, Leipzig

Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): *Jahrbuch für Marginalistik IV*. Berlin: LIT Verlag 2016 (= Reihe *fußnote: Anmerkungen zum Wissenschaftsbetrieb, Band 11), 257 Seiten, 12,90 Euro.

In seiner Parallelexistenz als Wissenschaftsjournalist hat der Verfasser dieser Rezension schon Informationen zu allerlei absurden Themen recherchiert: Ob Kraken einen Lieblingsarm haben (ja, tatsächlich) ist ihm daher ebenso bekannt wie die letzte Mahlzeit von Molière (Rinderbrühe) oder die kitzligste Stelle von Pinguinen (der Rücken). Auf dieser Grundlage sollte sich beurteilen lassen, ob die schon zum vierten Mal im aktuellen Jahrbuch für Marginalistik versammelten Fußnoten zum Wissenschaftsbetrieb angemessen skurril und randständig sind. Um diese brennende Frage gleich vorweg zu beantworten: Ja, tatsächlich haben die Herausgeber Walter Hömberg (Institut für Marginalistik München-Obermenzing) und Eckart Roloff (Bonner Botschaft des Instituts für Marginalistik) erfolgreich Texte unterschiedlichster Couleur in einem erfreulich taschenfreundlichen Buch zusammengeschürt.

Es drängt sich regelrecht auf, aus dieser Wundertüte das eine oder andere Glanzstück herauszuziehen und an dieser Stelle genüsslich auszubreiten. Doch wo beginnen? Sind die Überlegungen der Herausgeber selbst zur Stellung des Hundes in der Kommunikationswissenschaft gewichtiger als all die Marginalien rund um vermeintlich nichtexistente Monarchen (Johannes Glötzner), erste Sätze (Christoph Neuberger), Wurstanschnitte (Hans-Peter Langfeldt), Reißzwecken (Wolfgang Hansen), Schlagzeilen (Jürgen Wilke) oder das Wirken des zu Unrecht vergessenen Dichters Mordrian (Eli Dschepper)? Soll das Zentralitäts-Marginalitäts-Paradox (August Gloi Hänle), das Transmarginale (Lothar Tent) oder die Rolle von Zufallsgeneratoren in der Wissenschaft (Heinrich Zankl) diskutiert werden? Oder interessieren am Ende doch die Promotionsthemen von Prominenten (Eckart Roloff), die Gymnasiologie (Karin Henke-Wendt), der Rosenkavalier (Karlheinz Rossbacher) oder

